

Volker Kluge

Die Kreativen: Kastor und Pollux und ihre olympische „Bastelstube“

(ohne Endnoten erschienen in „Die sportlich heiteren und politisch gescheiterten Olympischen Spiele München '72. Zum Gedenken an Walther Tröger“, hrsg. v. Detlef Kuhlmann, Harald Pieper & Ulrich Schulze Forsthövel, Hildesheim: Arete Verlag, 2023, S. 37–50)

Obwohl müde geworden vom „Ein-Mann-Betrieb“ des bundesdeutschen Sports, in dem er sowohl Legislative als auch Exekutive war, bekannte sich Willi Daume 1965 in einem Interview dazu, „das Spiel der großen Entwürfe“ ebenso zu lieben wie „das Besondere und die Nuance“¹. In Letzterem, in der „übertriebenen Liebe zum Detail“, sah er später jedoch seinen „größten Fehler“.²

Damals glaubte der 51-jährige Dortmunder Unternehmer und Multifunktionär, noch kein Lebenswerk aufgebaut zu haben: „[...] etwas Abgerundetes, Abgeschlossenes, etwas auf das sich voller Zufriedenheit zurückblicken lässt.“ Die Worte sorgsam abschmeckend, gestand er, dass es ihn reize, „in noch größeren Dimensionen zu arbeiten und zu planen als bisher“.³

Sechs Monate darauf erfuhr die Öffentlichkeit, was er damit gemeint hatte. München bewarb sich um die Olympischen Spiele 1972, und im Schnellverfahren stimmten Stadtrat, Bundesregierung und Bundestag einstimmig zu. Ungläubig staunte der FAZ-Kommentator: „Ein Jubelfest in München? Zur Selbstbestätigung? Das kann nicht sein. Dieser Jubel macht nicht froh.“⁴

Wer erinnerte sich in dem Moment noch daran, dass Daume kurz zuvor in einem Rundfunkinterview „die mögliche Durchführung der Olympischen Spiele 1972 im gesamten Berlin“ favorisiert und als „Sieg des humanitären olympischen Gedankens über die Politik“ bezeichnet hatte?⁵ Und dass 1961 DSB und NOK mit den „Düsseldorfer Beschlüssen“ die Beziehungen zum DDR-Sport abgebrochen hatten, was mit den „vom Regime der SBZ getroffenen Abschnürungsmaßnahmen“ begründet worden war?⁶

Berufen konnte sich Daume auf IOC-Präsident Avery Brundage, der aus seiner Bewunderung für Deutschland nie einen Hehl gemacht hatte. Anlässlich eines Aufenthalts in West-Berlin hatte er das mit deutscher Ingenieurkunst („Ich bin selber ein Ingenieur“) und den Ausgrabungen des antiken Olympia begründet. Namens des IOC erklärte er damals: „Ebenso sind wir heute noch in Ihrer Schuld für die wunderbaren Olympischen Spiele 1936, die dank deutscher Tüchtigkeit ein großer Erfolg waren.“⁷

Daume in Madrid vom „Gedankenblitz“ getroffen

Mit Brundages Zustimmung hatte Daume zwei Jahre vorher schon einmal die Idee präsentiert, Olympischen Spiele trotz Teilung und Mauerbau in Gesamt-Berlin auszutragen – gedacht war an 1968. Angeblich hätte eine solche Kandidatur eine überwältigende IOC-Mehrheit erhalten, „weil hier der größte denkbare Triumph des Sports über die Politik sichtbar geworden

wäre“.⁸ Verhindert wurde das „ruhmreiche Arrangement“ durch die „Kompromisslosigkeit der Spalter Deutschlands“.

Dass Daume aber auch einen „Plan B“ besaß, zeigte sich am Abend des 8. Oktober 1965 in Madrid. Vorausgegangen war die Niederlage bei der Abstimmung in der IOC-Session über den Antrag des NOK der DDR auf volle Mitgliedschaft und eines eigenen Olympiateams, womit das Kapitel der gemeinsamen deutschen Mannschaften beendet war. Daume fühlte sich als Verlierer, was der französische IOC-Vizepräsident Armand Massard auf den Punkt brachte: „Sie sind der einsamste Mann in Madrid.“

Daume reagierte auf seine Weise. „In diesem Moment begann für mich ein neues olympisches Kapitel. Ich mache etwas Neues.“⁹

Dieses Neue hieß München, was Daume angeblich mit niemand abgesprochen hatte – der Frankfurter Journalist Richard Kirn nannte es einen „Gedankenblitz“, den er in einer Unterhaltung mit Brundage gehabt haben sollte.¹⁰ Andererseits war München auch keine „zweite Wahl“. Der Sinneswandel war sogar logisch, da München vom Niedergang der ehemaligen Reichshauptstadt am meisten profitiert hatte und der Bundesfinanzminister ab Ende 1966 Franz Josef Strauß hieß, der es verstand, in der ersten Großen Koalition mit SPD-Bundeswirtschaftminister Karl Schiller vertrauensvoll zusammenzuarbeiten.

Auch sonst standen die Zeichen günstig, da sich die politischen Lager anzunähern schienen. Konservativ-liberale Soziologen wie Daniel Bell oder Seymour Martin Lipset diskutierten den Zusammenhang von Wohlstand und Demokratie. Sie konstatierten ein „Ende der Ideologien“, was freilich bald darauf vom eskalierenden Vietnamkrieg sowie amerikanischen Rassen- und westeuropäischen Studentenunruhen konterkariert wurde.

Damals, bei der IOC-Session 1966 in Rom, wo über die Vergabe der Olympischen Spiele von 1972 entschieden wurde, focht das jedoch die meist älteren Herren des IOC nicht an. Es war geschickt von Daume, dass er sie an die Versammlung von 1959 erinnerte, die an der Isar stattgefunden hatte und deren Gastgeber der inzwischen verstorbene Karl Ritter von Halt gewesen war. Zum Schluss seiner Bewerbungsrede erklärte er: „Man sagt, dass Städte sich in gewissen Menschen personifizieren. Wenn ich für München nach einer Personifikation suche, dann tritt vor uns unser Freund Karl Ritter von Halt. Er war Münchner und verkörperte die besten Eigenschaften dieser lebenswerten Stadt.“¹¹ Für sich beanspruchte Daume, „hier für die junge deutsche Generation [zu] sprechen.“

Kaum einer sah einen Makel darin, dass der seit den Olympischen Spielen von Stockholm 1912 mit Brundage eng befreundete Halt einstmals auch NSDAP-Mitglied, SA-Oberführer und Hitlers letzter Reichssportführer gewesen war. Selbst seine Mitgliedschaft im „Freundeskreis Reichsführer-SS“ und die Tatsache, dass er als Direktor der Deutschen Bank regelmäßig Himmler hohe Spenden¹² überweisen ließ, waren kein Thema, zumal im Jahr vor der Münchner Bewerbung eine „Schlussstrichdebatte“ geführt worden war, die im Bundestag mit einem Kompromiss endete. Danach brauchten nur noch die allerschlimmsten NS-Täter unruhige Nächte zu haben – wenn überhaupt.

Während heutzutage die Olympischen Spiele von 1936, von denen Halt jene im Winter leitete, ausschließlich negativ konnotiert sind, sah damals im IOC eine Mehrheit der Mitglieder und auch die der Deutschen in ihnen einen

Höhepunkt. Eine kritische Auseinandersetzung gab es noch nicht. Man trennte den Sport vom Regime – ein Mythos, wonach der Sport über die Politik gesiegt haben sollte, was vor allem vom einstigen Chef-Organisator der Sommerspiele und späteren Rektor der Deutschen Sporthochschule Köln, Carl Diem, aber auch von Sportfunktionären wie Daume vertreten wurde.

Wie Daume vermied auch Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel in seiner Ansprache vor dem IOC jeden Hinweis auf 1936, obwohl damals die einzigen Olympischen Spiele in Deutschland stattgefunden hatten. Das Autorenduo Schiller/Young bezeichnete das als „Vermeidungsstrategie“¹³, die auch später von allen anderen Münchner Repräsentanten im öffentlichen Umgang beibehalten wurde.

Der SPD-Politiker schilderte München als junge Stadt und lebendiges Zentrum von Kunst und Kultur. Er versprach großzügige Sportanlagen, Farbfernsehübertragungen via Nachrichtensatelliten, eine gesicherte Finanzierung durch verbindliche Zusagen von Bund und Land Bayern sowie die Einhaltung der IOC-Regeln, wobei wohl noch die Hoffnung mitspielte, dass es bei der in der Bundesrepublik verbotenen DDR-Symbolik bleiben würde.¹⁴

Bei genauerem Hinsehen kam man jedoch an der ominösen Jahreszahl nicht vorbei, weshalb die Frage durchaus opportun war, wie viel 1936 tatsächlich in 1972 drinsteckte, auch wenn die DDR-Rhetorik, ob „zweimal 36 vielleicht 72“ ergeben könnte¹⁵, selbst im eigenen Lager für stark vereinfachend gehalten wurde.

Im Vorfeld der IOC-Abstimmung bezeichnete Daume „die Heraufbeschwörung der Erinnerung an Berlin 1936, den Missbrauch der Spiele durch das nationalsozialistische Regime und die Behauptung, das Gewesene sei zur Zeit mächtiger als vieles Gegenwärtige“ noch als unverständlichen Einwand. „Mir scheint auch eine Geschichtsbetrachtung anfechtbar, bei der alles, was ein Volk unter der Herrschaft einer Diktatur oder gar eines verbrecherischen Regimes getan hat, schlecht, missbräuchlich oder sogar verbrecherisch gewesen sein soll.“¹⁶

Wie sehr aber Daume, der 1936 als Ersatzspieler der deutschen Basketballmannschaft angehört hatte, selbst am „Gewesenen“ klebte, bewies er seinerzeit mit Lobreden auf Diem und Theodor Lewald, der als Präsident des Organisationskomitees – und trotz einer jüdischen Mutter – sein Amt im Sinne Hitlers ausgeübt hatte. Zudem wollte Daume Architekt Werner March, der das Reichssportfeld erschaffen hatte, als Berater für die Spiele von 1972 gewinnen, für die er sich ein Olympiastadion mit Glockenturm („für ein heiteres Glockenspiel eines großen zeitgenössischen Komponisten“), Marathontor und einen Turm für das olympische Feuer wünschte.¹⁷

Als Bildungsbürger lag ihm die Verbindung von Körper und Geist am Herzen. Am liebsten hätte er den Sport in ein „Kunstjahr 1972“ eingebettet. Da sich im IOC aber keine Mehrheit fand, um die nach 1948 gestrichenen Kunstwettbewerbe wieder einzuführen, plante er Theater- und Ballettaufführungen, Konzerte und Ausstellungen. Er dachte an ein Symposium großer Schriftsteller, ein Olympisches Festspiel – wie Diem 1936 – und sogar an eine „Olympia-Oper“, die der Münchner Opernchef Günther Rennert bei Komponist Hans Werner Henze in Auftrag gegeben hatte.

Besorgt fragte sich daraufhin die Presse, ob 1972 eigentlich Olympische Spiele oder eine „Daumiade“ stattfinden würden. Der Generalsekretär des Organisationskomitees (OK), Herbert Kunze, sorgte für Beruhigung. Er versprach, „deutsche Spiele mit Münchner Kolorit“¹⁸ zu organisieren, was bei Linksintellektuellen schlimmste Befürchtungen aufkommen ließ.

Daume wollte „die besten deutschen Köpfe“ für die Organisation gewinnen. Vor allem für das Amt des Generalsekretärs stellte er höchste Ansprüche, da dieser während der Spiele einen Großbetrieb mit 10.000 Mitarbeitern zu managen hatte. Er glaubte, diesen „Superman“ in Berthold Beitz gefunden zu haben, doch der winkte ab. Immerhin erklärte sich der Generalbevollmächtigte der Firma Krupp bereit, als Vertreter der Industrie dem Vorstand beizutreten.

Schließlich entschied er sich zugunsten seines Intimfreunds Kunze, dem Daume nach seiner Wahl zum OK-Präsidenten bereits die geschäftsführende NOK-Führung übertragen hatte und der sein Amt in München am 1. Januar 1967 antrat. Bis dahin Syndikus des Bundesverbandes Deutscher Banken hatte der gebürtige Berliner – mit Ausnahme von 1936 – zwar noch nie Olympische Sommerspiele erlebt, als Chef de Mission der deutschen Olympiamannschaften von 1952 und 1960 und Präsident des Deutschen Eislauf-Verbandes (DEV) verfügte er aber über Erfahrungen von vier Winterspielen.¹⁹

Die Umkehrung von Berlin 1936

Unmittelbar nach der Konstituierung des Organisationskomitees sah es Daume als dringendste Aufgabe an, den Spielen von 1972, die er mit „heiterer Gelassenheit“ organisiert sehen wollte, ein Image zu verleihen. Auf Empfehlung des Münchner Kulturreferenten, Herbert Hohenemser, traf er sich mit Otl Aicher, der mit Vornamen Otto geboren und nach schwäbischer Mundart „Otl“ genannt wurde. Nach zwei Jahren als Funker an der Ostfront und ab 1944 in Frankreich stationiert, war dieser im März 1945 desertiert. Bis zur Kapitulation hatte er sich bei Inge Scholl versteckt, der ältesten Schwester des von den Nazis hingerichteten Geschwisterpaares Hans und Sophie.

Nach Kriegsende begann Aicher ohne Abitur ein Studium an der Münchner Kunstakademie, um Bildhauer zu werden. Doch schon nach einem einzigen Semester brach er es ab, da er sich mehr zur Gebrauchsgrafik hingezogen fühlte. Als unerfahrener Quereinsteiger eröffnete er dann in Ulm ein Büro, um 1953 mit Inge Scholl, die er im Jahr zuvor geheiratet hatte, und dem Schweizer Max Bill die Hochschule für Gestaltung (HfG) zu gründen, die sich in der Tradition des einstigen Bauhauses sah und von da an zur damals einzigen deutschen Institution für modernes Design von internationalem Rang entwickelte.

Der eigenwillige Kommunikationsdesigner, der die Erscheinungsbilder der Firma Max Braun (1955), der Lufthansa (1961) und vieles andere erschaffen hatte, beeindruckte Daume. Dass Aicher zudem mit Inge Scholl verheiratet war, sah Daume zusätzlich als Schutzschild gegen östliche Anfeindungen.²⁰ Außerdem sprach für Aicher, dass er sein eigenes Büro einbrachte und als einziger Kandidat von Bedeutung keine überzogenen Honorarvorstellungen hatte. Vielmehr gab er sich mit einem Werkdienstvertrag und einem

Jahresbudget von 288.000 DM zufrieden, das es ihm erlaubte, vier Grafiker, zwei Zeichner und eine Sekretärin zu beschäftigen.²¹

Daume hatte die Intention, die Spiele „nicht bombastisch“, aber in einem „liebvoll-festlichen Rahmen von hohem künstlerischem Niveau“ zu feiern.²² Zunächst wurde Aicher gebeten, ein offizielles Emblem vorzuschlagen und eine Gesamtschau zu Fragen der visuellen Gestaltung vorzubereiten.²³ Aicher war einverstanden, sah er doch darin die Fortführung seiner Bemühungen, „unserem Land einen internationalen Platz im Bereich der Gestaltung zu bewahren.“ In der für ihn typischen Kleinschreibung bedankte er sich bei Daume und Vogel: „ich möchte, daß die olympischen Spiele in München in ähnlicher Weise zeigen, daß unser Land weiterhin fähig ist, auch international anerkannte Maßstäbe zu setzen. Zur kurzfristigen Befriedigung von vordergründigen Publikumsinteressen wäre ich nicht willens.“²⁴

Die Begeisterung beim Verkehrsamt der Stadt München hielt sich in Grenzen. Doch man biss sich auf die Lippen und bekannte sich dazu, sich Aichers Arbeitsergebnissen zu „unterwerfen“.²⁵ Auch beim Organisationskomitee (Kunze: „Neun von zehn [Angestellte] werden Bayern sein“²⁶) herrschte nicht nur eitel Freude. Mit Ungeduld wurde Aicher gedrängt, baldigst das Emblem, eine Briefmarkenserie, eine Gedenkmünze und einen Briefbogen zu entwerfen. Doch der dachte in größeren Maßstäben. Als Erstes lieferte er eine siebenseitige Konzeption mit Themenbereichen.²⁷ Für alle Gebiete, in denen Gestaltung eine Rolle spielte – von der Eintrittskarte bis zum kleinsten Olympia-Souvenir –, fühlte sich Aicher zuständig, was auch den detailversessenen Daume überzeugte.

Ende November 1967 bekam Aicher Gelegenheit, seine Vorstellungen von einem Erscheinungsbild der Münchner Spiele dem Vorstand zu präsentieren. Es basierte auf Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die nach seinem Verständnis auf zwei Wegen zu erreichen waren: „Als ein System aus gleichen Elementen, das zu einer mehr oder weniger großen Uniformität führt. Oder als ein System mit vorwiegend variablen Elementen, das zu einem Verwandtschaftsverband führt.“²⁸ Aicher plädierte für Letzteres: „Gleichheit durch Verwandtschaft. Es gestattet mehr Reichtum, mehr Autoren, mehr Beweglichkeit.“ Ein uniformes System brauche Normen und ihre Kontrolle, ein flexibles dagegen einen Steuermann.

Zu Beginn seines Vortrages stellte sich Aicher die Frage „Warum war Berlin ein Höhepunkt?“, und seine Antworten fielen – nach heutiger Lesart vielleicht überraschend – positiv aus. Nach seiner Ansicht erhielt Hitler 1936 die größte internationale Anerkennung, indem es ihm gelang, „die positiven Werte der Olympischen Spiele auf seinen Staat zu übertragen“.²⁹ Möglich wurde das durch eine bewusste Regie, die verbale Mittel so weit wie möglich vermied und dafür umso mehr die visuellen Ausdrucksmittel des neuen Staates einbezog, die für Aicher in der neoklassizistischen Architektur, dem Gigantismus der Anlage, der naturalistischen Freiplastik, den Farben Rot und Gold und einer Anzahl Einzelmaßnahmen beruhten, die vom Fackellauf über die Olympische Glocke, den Slogan „Ich rufe die Jugend der Welt“ bis zur Wirkung von Riefenstahls Olympiafilm („die damals fortschrittlichste Kommunikationstechnik“) reichten.³⁰

In Rom hatten die Münchner Delegierten ihr Ansinnen damit begründet, als Brücke zwischen Ost und West zu dienen, eine Begegnung von Kultur

und Sport zu schaffen und sich der „Dritten Welt“ zu öffnen. Aicher schlussfolgerte daraus: „Es gibt keine nationalen Demonstrationen, keinen Gigantismus. Sport wird nicht mehr in der Nähe militärischer Disziplin oder als ihre Vorschule gesehen. Pathos wird vermieden, ebenso der weihevoller Schauer. Tiefe drückt sich nicht immer in Ernst aus. Leichtigkeit und Nichtkonformität sind ebenfalls Zeichen achtbarer Subjektivität. Die Olympischen Spiele von München sollen den Charakter der Ungezwungenheit, Offenheit, Leichtigkeit und Gelöstheit haben. Es liegt auf der Hand, dass sie damit einen betont festlichen Charakter erhalten werden. Festlichkeit nicht im Sinne traditioneller Gesellschaftlichkeit, sondern im Sinne spielerischer Improvisation. Nach dieser Vorstellung hat sich das visuelle Erscheinungsbild zu orientieren.“³¹

Mit anderen Worten: Aicher verlangte die „Umkehrung von Berlin“. Seine Position lautete: „Vertrauen gewinnt man nicht durch Worte, sondern durch sichtbare Bezeugungen und gewonnene Sympathie. Es kommt weniger darauf an, zu erklären, dass es ein anderes Deutschland gibt, als es zu zeigen. ... Die Welt erwartet eine Korrektur gegenüber Berlin schon deshalb, weil sie seinem Einfluss zum großen Teil erlegen ist.“³²

Was Aicher zu Papier gebracht hatte, dürfte Musik in Daumes Ohren gewesen sein. Den preisgekrönten Entwurf des Architektenbüros Behnisch + Partner, das einen Olympiapark mit Zeltkonstruktion über den Sportstätten konzipiert hatte, sah Aicher als Glücksfall an, den er in das allgemeine Erscheinungsbild einbeziehen wollte. Er versprach, mit der durchgängigen Anwendung von Farben, Schriften und Zeichen ein „psychologisches Klima“ zu schaffen, das die „Stimmungsebene“ der Olympischen Spiele bestimmen wird. Als Primärfarbe schlug er ein lichtiges, mittleres Blau vor, in dem er die Farbe des strahlenden Himmels, des Friedens und der Jugend sah. Als „Stützfarbe“ wählte er „ein mittleres Grün gleicher Helligkeit, dazu Weiß und Silber.“³³ Das typografische Gesamtbild sollte aber nicht „aufgedonnert“ werden. Aicher bevorzugte Zurückhaltung, Sachlichkeit mit dem Eindruck von Jugendlichkeit und natürlicher Eleganz. Aus der Vielzahl der Schriften entschied er sich für die „Univers“, die er mit den Begriffen „unpathetisch, agil, frisch, leicht“ assoziierte.

„Münchner Kindl“ oder Thomas Mann?

Die erste Funktion des visuellen Erscheinungsbildes sah Aicher in der übergeordneten Zielsetzung der Münchner Spiele, der Welt ein neues, ein anderes Deutschland zu präsentieren. Als zweite Funktion verstand er die Aufgabe, internationale Besucher mit Hilfe umfangreicher Zeichensysteme und ohne sprachliche Mittel zu informieren, zu ihren Zielorten zu führen und Verkehrsströme zu lenken. Bei der angedachten Bildsprache aus Piktogrammen und Zeichen konnte Aicher auf Bestehendes zurückgreifen, vor allem auf die Zeichensysteme der Spiele von Tokio 1964 und der Weltausstellung von Montreal 1967, die er mit seinem Team weiterentwickeln wollte.

Ausgeklammert blieb vorerst das Emblem, für das Aicher im Juni 1967 einen Entwurf vorgelegt hatte, an dem sich jedoch die Gemüter erhitzen. Sein Vorschlag war ein weißer Strahlenkranz auf hellblauem Grund – den bayrischen Farben: Die Inspiration erhielt er durch Thomas Mann, der von

1914 bis zu seiner Emigration im Jahre 1933 in München gelebt und eine Novelle so begonnen hatte: „München leuchtete.“³⁴

Was bei Aicher Emotionen auslöste, hielten andere hingegen für wenig einleuchtend. Das Emblem – eine stilisierte Sonne – stieß auf Ablehnung. Es galt als „provinzlerisch“ und „laienhaft“; Rudolf Eberhard, CSU-Politiker, Präsident der Bayrischen Landesbank und OK-Schatzmeister, nannte es einen „Hosenknopf“. Mit bajuwarischer Wirtshaus-Mentalität wettete man gegen den „geistigen Überbau“ und einen „Interpretations-Schwulst“, was auch immer damit gemeint war.³⁵

Aicher hingegen beharrte darauf, dass sein Entwurf ein „ausdruck für das junge, moderne münchen“ wäre. An OB Vogel, der ebenfalls zu den Zweiflern gehörte, da er sich einen stärkeren Bezug zu seiner Stadt versprochen hatte, schrieb er: „wenn es einen paten für dieses zeichen gibt, dann ist es thomas mann mit seiner formulierung vom strahlenden münchen und das institut für sozialforschung in bad godesberg, das mit seiner erhebung über den zuzug nach münchen den besonderen freizeitwert dieser stadt belegen konnte.“³⁶

Aber auch der um ein gutes Verhältnis zu Moskau bemühte Daume, der vergeblich gehofft hatte, junge sowjetische Designer in einen Emblem-Wettbewerb einzubeziehen,³⁷ war damals unsicher. Er bemängelte die künstlerische Qualität. Außerdem – um es vermarkten zu können – sollte das Zeichen schützbar sein, was auf eine in der Werbung häufig vorkommende Sonne nicht zwingend zutraf. Er empfahl Aicher, von glatten und linearen Lösungen abzugehen und sich stattdessen am „poetischen Miró-Stil“ zu orientieren, der sich durch eine beinahe kindliche Naivität auszeichnete.³⁸

Daraufhin reichte Aicher Alternativen ein, von denen aber keine als befriedigend angesehen wurde. Auf seinen Wunsch hin wurden zwei Meinungsforschungsinstitute eingeschaltet, deren Zufallsumfragen ergaben, dass sein Entwurf – so Daume – auch „in weiten Kreisen der Bevölkerung, auf die es uns ankommen muss, nicht verstanden wird“.³⁹ Er wünschte sich ein Signet, das „sowohl den New Yorker wie auch den afrikanischen Buschn....“ ansprechen sollte – von Political Correctness hielt er seinerzeit nicht allzu viel.

Noch am selben Tag schickte Daume Aicher einen Brief, in dem er die bisher eingeschlagene Richtung für falsch erklärte: „Abstraktion ja, doch es ist weder Ihre noch meine Aufgabe, den Olympischen Spielen ein Denkmodell aufzuzwingen.“⁴⁰ Seine Hoffnung für den nächsten Treff: „[...] dann lächeln wir. Einverstanden?“

Was tun? Berlin 1936 wurde durch das Brandenburger Tor symbolisiert; München hingegen besaß kein vergleichbares Bauwerk, jedenfalls keines, was in Afrika bekannt war. Und das „Münchner Kindl“, das allgegenwärtige Mönchlein mit schwarzer, goldumrandeter Kutte auf silbernem Grund, das vom Leiter der Werbeabteilung, Otto Haas⁴¹, favorisiert wurde, überstieg Aichers Vorstellungsvermögen.

Unter semantischen Gesichtspunkten sah Aicher mit Ausnahme der fünf Ringe, der Flamme und des Ölzweigs kein Symbol, mit dem man die Olympische Idee vorteilhaft darstellen könnte. Von den Emblemen früherer Spiele hielt er nur jene von Tokio 1964 verwendete rote Sonne als Zeichen von bleibender Qualität.

Um das Problem zu lösen, empfahlen Aicher und der inzwischen gegründete Ausschuss für visuelle Gestaltung einen auf drei Monate begrenzten öffentlichen Wettbewerb, der von der Kreativwirtschaft von Beginn an mit Neid und Missgunst begleitet wurde. Vor allem der Bund Deutscher Gebrauchsgraphiker (BDG) sah sich übergangen, weshalb er gegen Ausschreibung und Zusammensetzung des Preisgerichts „schärfstens“ protestierte.⁴²

Das Ergebnis – 2332 Einsendungen – übertraf jedoch alle Erwartungen, da sich nicht nur professionelle Grafiker und Designer, sondern auch zahlreiche Laien daran beteiligt hatten, was als Hinweis auf ein gesteigertes Interesse an den Olympischen Spielen bedeutete. Nach zweitägiger Beratung vergab eine Jury unter Vorsitz des Stuttgarter Grafikers Anton Stankowski den 1. Preis an den Württemberger Industriedesigner Gerhard Eisenmann, dessen schwungvolles Stadion-Signet als „dynamisch, Symbol für Bewegung und Leichtigkeit“ angesehen und mit 20.000 DM belohnt wurde.⁴³

Indes kam der von Architekt Werner Wirsing geleitete Ausschuss zu einem anderen Urteil. Dort fand man den Siegerentwurf auch „modern“, es fehle ihm aber „an Sensibilität und Formqualität, was sich schon darin ausdrückt, dass das Zeichen nicht eindeutig geortet werden kann, weder allein, noch in Bezug auf die Olympischen Ringe“, wie es in der Begründung hieß.⁴⁴ Da auch die vier anderen prämierten Entwürfe als ungeeignet eingestuft wurden, riet man zur Rückkehr zu Aicher. Der OK-Vorstand folgte diesem Rat, womit 56.000 DM Preisgeld in den Sand gesetzt wurden.

In dieser konfusen Situation beauftragte Daume eine Arbeitsgruppe namens „Olympia-Emblem“, neue Vorschläge einzureichen. Letztlich waren es elf Entwürfe – darunter die der fünf Preisträger –, die dem Vorstand vorlagen. Doch eine Entscheidung gestaltete sich erneut schwierig, da dafür nach der Satzung eine Zweidrittel-Mehrheit vonnöten war. Eine Gruppe um Beitz plädierte für die Verwendung der Buchstaben „D“ (für Deutschland) oder „M“ (für München) aus dem Dürerschen Alphabet, und das in Kombination mit der Zahl 72, um einen Bezug zum Gastgeber der Spiele herzustellen. Dem wurde mit dem Argument widersprochen, dass bei der Länderbezeichnung auf internationaler Ebene „Germany“ oder „Allemagne“ üblich waren.

Als nach stundenlanger Beratung eine Vertagung drohte, entschloss sich der Vorstand, die Zahl der Alternativen auf drei – einschließlich Aichers Original-Entwurf – zu reduzieren. Nachdem dieser erneut eliminiert worden war, machte eine Variante des Strahlenkranzes mit 8:3 Stimmen das Rennen. Es war der 30-jährige Coordt von Mannstein, der ihn weiterentwickelt hatte.

Das endgültige Emblem, das von Daume als „Spirale à la Mannstein“⁴⁵ titulierte wurde, bestand aus drei geometrischen, mathematisch errechneten Grundfiguren – einem Innen- und Außenkreis, überlagert von einer Archimedischen Spirale.⁴⁶ Das Urheberrecht lag beim Graphic Team Köln, dem Coordt von Mannstein damals angehört hatte.⁴⁷ Das Emblem gewann noch an Wirkung, da der Münchner Theaterbau-Professor Oswald Hederer geraten hatte, den Strahlenkranz um 90 Grad zu drehen.⁴⁸

Daume – ein von Mengden beratener „Linker“

Abwechselnd sprach Daume von einfachen, bescheidenen, heiteren und unpathetischen Spielen. Er bezeichnete sie auch als „Schicksalsspiele“, womit er eine überfällige Besinnung auf „olympische Werte“ gemeint hatte, was nicht nur im Ostblock bewusst missverstanden wurde.⁴⁹ Die Rede war von einem „Wendepunkt“, vom „größten Friedensfest der Welt“, das aber „menschliche Dimensionen“ haben sollte.

Während auf dem Oberwiesenfeld ein olympisches Utopia entstand und sich mit den U-Bahnhöfen der gebürtige Italiener Paolo Nestler als Architekt verewigte, freute sich die Wirtschaft auf Umsatzsteigerungen beim Verkauf von Farbfernsehgeräten. Die Politik erwartete ein neues Deutschlandbild, das jedoch weiterhin von Erinnerungen an 1936 überlagert wurde. Auch Daume trug dazu bei. Beraten von Guido von Mengden, dem inzwischen pensionierten DSB-Hauptgeschäftsführer und ehemaligen Stabschef des Reichssportführers, wählte er für die erste Sporthilfe-Briefmarkenserie vier Motive aus, die einen direkten Bezug zur dunklen Vergangenheit aufwiesen. Der höchste Wert (50+25 Pfennig) zeigte das Porträt von Diem, der damals als sakrosankt galt.⁵⁰

Diem und Ritter von Halt standen auch an der Spitze der Vorschlagsliste, um die das Münchner Baureferat das Organisationskomitees gebeten hatte, um zukünftige Verkehrsflächen im Olympiapark zu benennen. Allerdings wurde ausdrücklich darauf verwiesen, dass dafür keine Personen mit NS-Belastung in Frage kommen würden. Diesmal war es Daume, der seine Zustimmung verweigerte, was ihm Diems Witwe Liselott – damals Rektorin der Deutschen Sporthochschule Köln – heftig verübelte. Daume hatte sich inzwischen andere Maßstäbe angeeignet. Bei 1936 dachte er international und auch an Widerstandskämpfer wie Werner Seelenbinder und Janusz Kusociński.⁵¹

Den zum Zynismus neigenden Pressechef Hans Klein zitierte man mit dem Satz „Der Daume ist ja ein Linker.“ Das war er bestimmt nicht, „tatsächlich ein Suchender, von dem man gern wüsste, wie in Wahrheit sein eigenes 1936-Erlebnis gewesen ist.“⁵²

Wieder andere sahen Daume, je näher die Spiele kamen, an einem toten Punkt. Einerseits sprach er von einem „Gesamtkunstwerk“, das er mit den Spielen schaffen wolle, andererseits bezeichnete er in seinem „Halbzeitbericht“ vom April 1969 das olympische Zeremoniell mit seinen „pseudosakralen Stilelementen“ als „unvereinbar mit dem heutigen Selbstverständnis der Jugend“.

Es war eine Sorge, die er mit dem fünffachen Vater Otl Aicher teilte. Wie gewinnt man die junge aufgeklärte Jugend, wie die linken Intellektuellen, die man brauchte? Ganz bestimmt nicht mit „obrigkeitsstaatlichen Methoden“, in denen Aicher den Versuch sah, Feuer mit Öl zu löschen. Veranstaltungen mit dem Dirigenten Herbert von Karajan oder dem Maler Oskar Kokoschka, dessen „Kouros“ Anfang 1969 als Erstes einer Serie von olympischen Kunstplakaten vorgestellt wurde (und das Spott und Kopfschütteln auslöste), bezeichnete er als Referenz gegenüber dem „gesicherten Kulturbetrieb“. Was er bei Daumes Strategie vermisste, war „eine umfassendere Perspektive, indem Sie junge, heute aktuelle Entwicklungen in der Kultur zum mindesten als Gegengewicht in den Vordergrund schieben.“⁵³

Aicher war seit Mitte 1968 beim OK angestellt, was ihn wirtschaftlich absicherte, da die HfG zum Jahresende durch Misswirtschaft den Bach hinunterging. Die Folge waren schwere Herzanfälle, die ihm ungewollt einige Wochen Zeit verschafften, in der Klinik über das Thema in Ruhe nachzudenken. Von Optimismus war jedoch keine Spur. Vielmehr sah sich Aicher in seiner Vermutung bestätigt, „daß die Glaubwürdigkeit sportlicher Großveranstaltungen von einer enttabuisierung und einer intellektuellen aufarbeitung mehr abhängt als von der abwicklung eines konventionellen, wenn auch vielleicht modern aufgemachten kulturprogramms. Ich fürchte, daß es bis 1972 zu einer konfrontation zwischen einer hart fragenden und analysierenden [sic!] jugend und den veranstaltern kommt, die – wenn mich nicht alles täuscht – aus unfähigkeit mit dem ruf nach der polizei enden wird.“⁵⁴

Nicht nur er fragte sich, ob das Generalsekretariat, in dem nicht Kunze, sondern dessen Stellvertreter, der von Vogel empfohlene Ministerialrat Hermann Reichart, als der „starke Mann“ galt, richtig besetzt war. Aicher, dem alle Bürokratie fremd war, beklagte sich bei Daume: „ein guter teil meiner tätigkeit bestand darin, mir aus politischen gründen und gründen der politischen rivalität – alles dinge, die nichts mit den spielen zu tun haben – mir die fingernägel stutzen zu lassen und mich mit einem dreimannbetrieb über wasser zu halten.“⁵⁵ In dieser Phase, als seinem Büro „Ineffektivität“ vorgeworfen wurde, dachte Aicher daran, „von heute auf morgen meine arbeit zu beenden“.⁵⁶

Es sollte nicht das letzte Mal sein. Nach einer Beratung zur „Bierzeltfrage“, in der Aicher seine Mitwirkung verweigert hatte, weil diese Überdachungsform „nicht rücksicht nimmt auf das sehr viel monumentalere und teure zelt über den sportstätten“, kündigte er Reichart an, den letzten Tag des ersten Halbjahres 1971 zum Anlass zu nehmen, „eine vorsorgliche kündigung auszusprechen, die ausschließlich an diesen sachverhalt gebunden wäre.“⁵⁷ Man einigte sich schließlich auf offene Biergärten und ein von den Münchner Brauereien unterhaltenes Festzelt, das sich in seiner Dekoration dem olympischen Erscheinungsbild anpasste. Und Aicher blieb.

Im Olympiapark: „Betreten des Rasens erwünscht“

München hatte „Spiele der kurzen Wege“ versprochen, doch Aicher fand, man sollte den Besuchern lieber „parkfestspiele“ anbieten. „nun was tun die Leute, und welche umgebung finden sie vor?“, fragte er Daume. „ich vermute, man wird am schluß sich einfallen lassen, ein paar wüstelbuden und zeitungskioske aufzustellen. könnte man nicht einen bereich schaffen, an den die leute gern zurückdenken werden?“⁵⁸

Kaum dem Krankenbett entstiegen, suchte Aicher die im OK vermisste Kommunikation zu anderen „Kreativen“ wie Hohenemser, Wirsing, Nestler, Behnisch und dem ihm aus Ulmer Zeiten bekannten Landschaftsarchitekten Günther Grzimek. Letzterer arbeitete am Konzept eines strapazierfähigen „Benutzerparks“. Das Motto lautete: „Betreten des Rasens erwünscht“

Wäre es nach Aicher gegangen, dann hätte sich die Gruppe wöchentlich einmal zum Mittagessen getroffen. Doch alle hatten mit ihren eigenen Projekten genug zu tun. Vor allem das Zeldach verschaffte den Projektanten Albträume, während Aicher das Thema für sich längst zu Ende gedacht

hatte. Kurzenschlossen setzte er es mit dem im Bau befindlichen Fernsehturm auf eines der ersten Olympiaplakate.⁵⁹

Daume förderte die „Bastelstuben“, wie er solche Diskussionsrunden nannte.⁶⁰ Selbst noch auf dem Absprung von Dortmund nach München, sah er seine Hauptaufgabe darin, Frieden zu stiften bei den Unzufriedenen. „Am Ende werden sich doch alle guten Gedanken verwirklichen lassen“, versprach er Aicher. „Nur ist das eben wohl in München etwas schwieriger als anderswo. Leider sind sonst so tüchtige Leute oft schlechte Taktiker – wozu ich, entschuldigen Sie bitte, auch Sie rechne – und genauso schlechte Psychologen (wozu ich Sie wiederum nicht rechne).“⁶¹ Wie auch immer. Er bat ihn, mutig weiter in diesem Sinne zu wirken: „Sie wissen, dass ich an Ihrer Seite stehe.“

Aicher, zunehmend mit Aufträgen überschüttet, schonte sich nicht. Er beklagte zwar eine Gefahr der Verzettelung, Uneinheitlichkeit und Unwirtschaftlichkeit, gleichzeitig verlangte er, dass jeder Entwurf erst dann produziert würde, wenn er sein Okay gegeben hätte. Ob Dirndl-Look für Hostessen, Safari-Look für Funktionäre, Siegerpodeste, Piktogramme, Maskottchen, Olympiafackeln und -fahnen, Stadtpläne, Broschüren, Tickets, Trinkbecher, Bierdeckel, Prospekte, Stempel, Kugelschreiber, Ausweise, Plakate, Kuschkissen, Kunststoff-Aschenbecher, Landkarten, Mobiliar oder Lunchpakete, alles, bis hin zum Olympia-Kitsch, sollte seine Handschrift tragen und – falls angebracht – „seine“ Farben: Hellblau, Hellgrün, Lavendel, Moosgrün, Orange.

Als „Administrator“ lernte er letztlich hinzu, indem er mehr oder weniger brav Wochenberichte an Reichart lieferte und Themen auflistete, an denen die Mitarbeiter gerade tüftelten. Ganz schwäbischer Dickschädel verweigerte er sich, wenn es ihm darum ging, das Design vor „inflationistischem gebrauch“ zu bewahren. Als Kunze auf den Gedanken kam, Türklinen mit dem Olympia-Emblem anfertigen zu lassen, lieferte Aicher einen Entwurf, jedoch mit der Bemerkung: „moderne architekten von rang würden es allerdings ablehnen, zeichenwelt und funktionswelt in der weise zu vermengen ...“⁶² Man verstand, und der Wunsch wurde zu den Akten gelegt.

Schwerer war es, mit den Visionen von Daume umzugehen, der sich unverwechselbare Spiele erträumte. Zwar kokettierte er damit, dass er mit diesem Anspruch bisweilen scheitern würde („Perfekte Spiele sind keine idealen Spiele“⁶³), wenn der Fall aber eintrat, schmerzte es ihn doch.

So fand die geplante „Olympia-Oper“ frühzeitig ein jähes Ende, was CSU-Chef Strauß angelastet wurde, der sich angeblich eine Aufführung verboten hätte, nachdem Komponist Henze der Kommunistischen Partei Italiens beigetreten war und dieser – nach einem Attentat – dem verletzten Studentenführer Rudi Dutschke Asyl gewährt hatte.

Auch mit dem feinsinnig erdachten „Offiziellen Geschenkwerk“ des OK hatte Daume kein Glück. Die einen störten sich an der „Linkslastigkeit“ der 459-seitigen literarisch-politischen Anthologie mit Autoren wie Willy Brandt, Rosa Luxemburg, Carl von Ossietzky, Kurt Tucholsky, Max Frisch und Bertolt Brecht. Andere sahen darin wegen der Beiträge von Günter Grass und Uwe Johnson ein „antikommunistisches Machwerk“.⁶⁴

Und dann noch die „Spielstraße“, die der innovative Theater-Architekt Werner Ruhnau auf Einladung Daumes konzipiert hatte. Vergeblich wehrte

sich die „Alte Garde“ gegen das alternative Begleitprogramm mit seinen 600 Künstlern, in dessen Realisierung Aicher einbezogen worden war. Man sah darin reine Geldverschwendung. Doch Daume hielt an der Idee fest, obwohl er auch hier Frau Diem gegen sich hatte. In ihrem Verriss zitierte sie den Komponisten Carl Orff, der nach 1936 auch 1972 nicht leer ausgegangen war und der die „Spielstraße“ eine „Beleidigung Olympias“ 65 genannt hatte.

Der Artikel erschien am 5. September 1972, als palästinensische Terroristen im Olympischen Dorf die israelische Mannschaft kidnapten. Nach dem Anschlag, der für elf Geiseln und einen Münchner Polizisten tödlich endete, wurden die Wettkämpfe nach einem Trauertag fortgesetzt. Einzig die „Spielstraße“ wurde abgebrochen.

Anstelle eines „knatternden“ Feuerwerks, das Daume 1968 in Mexiko erlebt hatte, wünschte er sich für den Abschluss in München einen Regenbogen. Aicher entwarf ihm daraufhin fünf voneinander unabhängige Polyäthylen-Schläuche, die der Lichtkinetiker Otto Piene in Güterzuglänge anfertigen und von der Bundeswehr aufpusten ließ. Doch der Effekt war gering, und der Spaß kostete eine Million DM. So endeten die „Regenbogenspiele“ unter einem nächtlichen Firmament, an dem dünne farbige, aber traurige Fäden zu sehen waren.

Moral der Geschichte: Ein großer Entwurf scheitert bisweilen am kleinen Detail. Daume und Aicher – olympische Zwillinge wie Kastor und Pollux, die auf der Rückseite der Medaille von 1972 zu sehen sind. Der Legende nach teilten sich diese in die Unsterblichkeit – abwechselnd Olympe oder Hades.

Volker Kluge (geb. 1944) ist Diplom-Journalist. Seine wichtigsten berufsbioграфischen Stationen sind: 1971–1993 Sportredakteur bzw. Sportchef der Tageszeitung Junge Welt; seit 1994 freier Publizist; Berichterstatter von 18 Olympischen Spielen; Mitglied des Präsidiums und Pressechef des NOK der DDR (1982–1990); persönliches Mitglied des NOK für Deutschland (1990–1993); Mitglied des Exekutivkomitees der International Society of Olympic Historians (ISOH/2008–2022); Herausgeber und Chefredakteur des Journal of Olympic History (2012–2022). Er lebt in Berlin und Brandenburg.

¹ Gespräch mit Willi Daume, dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes „Ich liebe das Spiel der großen Entwürfe“, Die Welt, 10.7.1965.

² FAZ-Magazin, ca. Juni 1984, Fragebogen. Der legendäre Fragebogen des Schriftsteller Marcel Proust

³ Die Welt, 10.7.1965.

⁴ Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 4.1.1966.

⁵ Der Tagesspiegel, 16.6.1965.

⁶ Der Tagesspiegel, 18.8.1961.

⁷ Pressekonferenz, 8.4.1965, Wortprotokoll, Archiv Volker Kluge.

⁸ „Woran Berlin scheiterte“, in: Olympisches Feuer (OF), 15. Jhg., Heft 6, Juni 1966, 8.

Daume hatte den Regierenden Bürgermeister von Berlin (West), Willy Brandt, überredet, sich mit „ganz Berlin“ beim IOC für die Olympischen Spiele von 1968 zu bewerben, ohne vorher Kontakt mit dem NOK (Ost) aufzunehmen. NOK-Präsident Heinz Schöbel übermittelte daraufhin IOC-Kanzler Otto Mayer am 29. Mai 1963 telefonisch die Ablehnung des Vorschlags, da Brandt nicht für die gesamte Stadt sprechen konnte.

⁹ Willi Daume, OLYMPIA, MEINE LIEBE, aufgezeichnet mit Hilfe von Karl Adolf Scherer, 36-37 (unveröffentlichtes Manuskript, 1994).

¹⁰ Richard Kirn, „Olympische Notizen“, in: OF, 15. Jhg., Heft 6, Juni 1966, 6.

- ¹¹ Ansprache von Präsident Willi Daume vor dem Internationalen Olympischen Komitee in Rom am 25. April 1966, in: Deutsche Olympische Gesellschaft (Hrsg.), Olympisches Lesebuch, Schroedel Verlag, Hannover 1971, 182.
- ¹² Bundesarchiv (BArch), ehem. BDC, PK, Halt an Himmler, 20.1.1941. Für 1941 sind 75.000 RM dokumentiert. Zu den überlieferten Dokumenten zählt die Liste des 38-köpfigen „Freundeskreises“ zu einem Ausflug am 12. Dezember 1943 in Himmlers Feldkommandostelle „Hochwald“ und anschließendem Abendessen bei Hitler in der „Wolfsschanze“. BDC (Doc. No. NI-8497), siehe auch Matthias Uhl u.a. (Hrsg.), Die Organisation des Terrors. Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1943-1945, Piper Verlag, München 2020, 562-3.
- ¹³ Kay Schiller/Christopher Young, München 1972. Olympische Spiele im Zeichen des modernen Deutschlands, Wallstein Verlag, Göttingen 2012, 136.
- ¹⁴ Lesebuch, 176-182.
- ¹⁵ Neues Deutschland, Dezember 1968. IV. Deutscher Turn- und Sporttag der DTSB, 30./31.5.1970. Die Formulierung wurde Rennrodel-Olympiasieger Klaus-Michael Bonsack in den Mund gelegt und später als nicht glaubhaft fallengelassen.
- ¹⁶ Willi Daume, „Eine Milliarde für die Olympischen Spiele?“, OF, 15. Jhg., Heft 3, März 1966, 4. Die Überschrift bezog sich auf die Kritiker, die die Kosten der Olympischen Spiele mit einer Milliarde DM angegeben hatten. Dagegen bezifferten Vogel und Daume die Summe auf 560 Millionen. Tatsächlich wurden später die Ausgaben mit 1,972 Milliarden DM und das Defizit mit 686 Millionen angegeben. Siehe: Die Spiele. Der offizielle Bericht (Hrsg. Organisationskomitee für die Spiele der XX. Olympiade München 1972), Bd. 1, Die Organisation, proSport München 1974, 52-53.
- ¹⁷ OF, 16. Jhg., Heft 1, Januar 1967, 5.
- ¹⁸ OF, 16. Jhg., Heft 4, April 1967, 1.
- ¹⁹ Gemeinsam mit Daume, der 1937 der NSDAP beigetreten, hatte Herbert Kunze (1908-2007) eine NS-Vergangenheit. Der damalige Gerichtsreferendar und spätere Regierungsrat im Reichsfinanzministerium zählte zu den „Märzgefallenen“. Zusätzlich gehörte er von 1933 bis 1936 der SS (Nr. 140.794) an. BArch, ehem. BDC, PK Kunze, SS u.a.
- ²⁰ Deutsche Olympische Akademie (DOA), Nachlass Daume/549: Das visuelle Bild.
- ²¹ Ebenda, 4. OK-Vorstandssitzung, 2.12.1966. Aichers Werkdienstvertrag begann erst am 1. April 1967.
- ²² Ebenda, Vorlage TOP 8.
- ²³ BArch Koblenz, B 185/3188, Direktorium Investitionsplanungs- und Ordnungsamt, Aktennotiz, 3.11.1966.
- ²⁴ Ebenda, Aicher and Daume und Vogel, 14.10.1966.
- ²⁵ Ebenda, Stellvertretender OK-Generalsekretär Hermann Reichart an Daume, 16.12.1966.
- ²⁶ „Nicht gigantisch – aber ideal für alle. Ein Gespräch mit Herbert Kunze“, in: OF, Heft 2, Februar 1967, 5.
- ²⁷ BArch, B 185/3606, Arbeitsvertrag Aicher, 31.7.1968.
- ²⁸ Ebenda, büro aicher, Das Erscheinungsbild der Olympischen Spiele, München 1972, Vorlage für Sitzung des OK-Vorstandes, 22.11.1967.
- ²⁹ Ebenda, 3,
- ³⁰ Ebenda.
- ³¹ Ebenda, 5.
- ³² Ebenda, 4.
- ³³ Ebenda, 7.
- ³⁴ Thomas Mann. Gladius Die [Das Schwert Gottes], in: Das Wunderkind. Novellen, S. Fischer Verlag, Berlin 1914.
- ³⁵ Willi Daume Archiv (WDA), 74.18, „Eine Art Hosenkнопf und sein geistiger Überbau“, 1968.
- ³⁶ BArch, B 185/3188, Aicher an Vogel, 28.7.1967.
- ³⁷ BArch, B 185/3193, Daume an UdSSR-Botschafter Semjon K. Zarapkin, 23.1.1967.
- ³⁸ Ebenda, Daume an Aicher, 30.8.1967.
- ³⁹ BArch, B 185/3191, Daume an Mitglieder des Ausschusses für visuelle Gestaltung, 29.11.1967.
- ⁴⁰ BArch, B 185/3188, Daume an Aicher, 29.11.1967.

- ⁴¹ Otto Haas (1920-2001) war von 1958 bis 1985 Leiter des Städtischen Nachrichtendienstes bzw. Presse- und Informationsamtes München. 1973 machte er Urheberrechte für die „Glückspirale“ geltend (Streitwert 400.000 DM).
- ⁴² BArch, B 185/3188, BDG an Kunze, 24.1.1968.
- ⁴³ Olympiapressestelle, 5.4.1968.
- ⁴⁴ BArch, B 185/3191, Ausschuss für visuelle Gestaltung, 18.4.1969.
- ⁴⁵ WDA, 74.18, Daume an Arbeitsgemeinschaft „Olympia-Emblem“, 9.5.1968.
- ⁴⁶ Ebenda, von Mannstein an Aicher, 30.5.1968.
- ⁴⁷ BArch, B 185/3193, Hausmitteilung, Urheberrecht Emblem, Justitiar Dr. Walter Schätz, o.D. (Ende 1969). Außer von Mannstein gehörten damals Hans Buschfeld, Siegfried Himmer, Winfried Holtz und Heinz Lippert dem Team an.
- ⁴⁸ Ebenda, Hederer an Kunze, 1.7.1968.
- ⁴⁹ Olympische Gesellschaft in der DDR (Hrsg.), München 1972 – Schicksalsspiele? Eine Dokumentation über den Missbrauch der olympischen Bewegung und ihrer Spiele durch den deutschen Imperialismus, Berlin 1969.
- ⁵⁰ Die drei anderen Zuschlagsmarken zeigten den 1934 verunglückten Dressur-Olympiasieger von 1928 und SA-Chefreiterführer, Freiherr von Langen („... reitet für Deutschland“), den im Zweiten Weltkrieg gefallenen Weltrekordläufer Rudolf Harbig und die Fecht-Olympiasiegerin von 1928, Helene Mayer, die 1936 als „Alibi-Jüdin“ missbraucht wurde.
- ⁵¹ BArch, B 185/3188, Stadtbaurat Luther an OK, 16.5.1968. Auf der vom ehemaligen Reichstrainer Werner von der Planitz aufgestellten Liste standen 32 Namen, von denen lediglich vier keinen Bezug zu 1936 hatten. In einer zweiten Runde (29.11.1968) wurden die Namen auf zwölf reduziert, darunter Diem und Halt sowie die Olympiasieger Paavo Nurmi, Jesse Owens und Hans [sic!] Schwarzmann, die deswegen für eine Benennung nicht in Frage kamen, weil sie noch lebten. Bei der endgültigen Auswahl wurden 1971 mit Werner Seelenbinder (1932 Olympia-Vierter im Ringen) und dem Polen Janusz Kusociński (1932 Olympiasieger 10.000-m-Lauf) auch Gegner des NS-Regimes berücksichtigt.
- ⁵² Süddeutsche Zeitung, 20.8.1972.
- ⁵³ Ebenda, Aicher an Daume, 6.2.1969.
- ⁵⁴ Ebenda, 28.5.1969.
- ⁵⁵ Ebenda, o.D. (Febr./März 1969). Als Aicher 1968 aus dem Urlaub zurückkehrte, hatte das Generalsekretariat die Zahl seiner Mitarbeiter halbiert. Nachdem man der Abteilung für 1969 sechs Planstellen zubilligt hatte (das Organisationsbüro beschäftigte damals ca. 400 Personen), erhöhte sich die Zahl ab 1970 kontinuierlich bis zuletzt auf ca. 45.
- ⁵⁶ Ebenda, 28.5.1969.
- ⁵⁷ BArch, B 185/Personalakte, Aicher an Reichart, 30.6.1971.
- ⁵⁸ Ebenda, o.D. (ca. Febr. 1969).
- ⁵⁹ Günther Behnisch, Vortrag über Otl Aicher, 29.9.1998, www.behnisch-partner.de.
- ⁶⁰ Daume an Arbeitsgemeinschaft „Olympia-Emblem“, 9.5.1968.
- ⁶¹ BArch, B 185/3188, Daume an Aicher, 4.6.1969.
- ⁶² BArch, B 185/3199, Aicher an Franz Pany, OK Abt. I, 21.12.1970.
- ⁶³ „Leben für eine Nebensache? Ein Gespräch mit Olympiamacher Willi Daume“, in: Die Zeit, 24.12.1971.
- ⁶⁴ Dieter Hildebrandt/Siegfried Unseld (Hrsg.), Deutsches Mosaik. Ein Lesebuch für Zeitgenossen, Vorwort von Bundespräsident Gustav Heinemann, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1972. Da das NOK der DDR und die sowjetische und tschechoslowakische Mannschaftsleitungen Proteste eingereicht hatten, wurde das Gastgeschenk nicht offiziell verteilt.
- ⁶⁵ Liselott Diem, „Spielstraße – eine Beleidigung Olympias“, Sport-Informations-Dienst Düsseldorf, 5.9.1972. Orff hatte 1936 für das „Olympische Festspiel“ von Carl Diem einen „Mädchenreigen“ komponiert. Für die Eröffnungszeremonie von 1972 erhielt den Auftrag für eine Komposition mit dem Titel „Gruß der Jugend“.